

Perlen im Sprachfluss

Metaphern: Sprachbilder und KunstTherapie

»Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.«

Joseph von Eichendorff (aus »Sängerleben«)

Sprache ist vielschichtig. Metaphern sind dabei integraler Bestandteil, nicht exotisches Beiwerk. Wenn ich Hand anlege, wenn ich innerlich heimkomme, wenn ich zerschmelze vor Liebe, dann verknüpft Sprache Poesie und Alltag. Therapie kann helfen, »Hell ins Dunkel zu bringen«. Die persönlichen Metaphern vom Heilwerden oder auch vom Kranksein finden Entsprechungen in künstlerischen Prozessen und Techniken. Dieses zentrale Element therapeutischen Tuns – Eigenbegriffe oder auch Bilder des Eigenen zu entwickeln und ausformen und perspektivisch zu erweitern – ist auch Geschenk einer Mischung aus achtsamem Zuhören der Therapeutin, bewusster gemeinsamer Sprachformung aller Beteiligten und geübter Sprachoffenheit im Dialog.

Wenn sowohl unser gesunder Menschenverstand als auch aktuelle Hirnforschung (vgl. Wilhelm 2011) aufzeigen, dass Sprache das Denken bildet – nicht nur umgekehrt –, dann gilt es, im therapeutischen Tun heilende Sprache zu kreieren. Die Zauberworte zu finden, welche im Therapeutischen laut de Shazar (2009) einer zukunftsorientierten Lösungs- und Sinnfindung dienen, ist keine Zauberei, sondern Übung. Hilfreich ist dabei insbesondere, mit der Metaphorik von Sprache (und Bild) vertraut zu werden.

Da der Mensch multisensorisch lernt, in Lernprozessen alle Sinne parallel(!) beteiligt sind, sind auch die ausladende Pinselbewegung, das Kratzen der Feder oder ein bittersüßer Farbgeruch in kunsttherapeutischen Prozessen wichtig und dienen dem Kreieren von neuem Sinn und dem Erlangen von Erkenntnis. Die Sprache kommt dann nicht als statische Beschreibungsgröße hinzu, sondern wird in der therapeutischen Kommunikation aktiv mitgestaltet statt nebenbei benutzt. Die Tendenz, im kunsttherapeutischen Feld anstelle von Sprache und den Worten die Aufmerksamkeit einzig auf die »Kraft« der Kunst (der Farben, der Zeichen, des Ausdrucks usw.) zu setzen, hat regressive Komponenten und ist vor allem eine Missachtung der einzigartigen Chance, gleich auf mehreren Ebenen bewusstseinsbildend und heilend zu wirken.

Das althochdeutsche »sprahha« (seit dem 8. Jh.) lässt sich auf das indoeuropäische »sp(h)er« zurückführen. Das Sprühen, Zucken, Zappeln, Sprengen ist deutlich dynamisch ans Sprechen gekoppelt und nicht etwa statisch ans Zählen von Lauten oder Überprüfen der Grammatik. Lebendige Sprache wird also im Sprechakt – oder auch im schreibenden Tun – entwickelt. Eberhart und Knill (2009) beschreiben in ihrem Standardwerk für kunstorientierte Arbeit und Theoriebildung, wie die Ordnungsfunktion der Sprache durchaus den Alltag erleichtern kann, aber im therapeutischen Kontext etwa bei sprachlichen Erklärungsversuchen »zu einer (oft wenig hilfreichen) sozialen Konstruktion wird« (S. 153).

Diese oft altbewährten Sprachmuster, die sprachlichen Sinn-Konstruktionen lassen die Vielfalt von Wahrnehmungen und Erfahrungen »schrumpfen«.

Die These dieses Beitrags wiederum ist, dass sowohl bei der Analyse der altbewährten Erklärungsversuche von Erfahrung als auch bei der frischen »Versprachlichung« und nicht zuletzt auch im Begreifen von Zeichen im Bild Metaphern eine zentrale Funktion haben und daher im kunsttherapeutischen Diskurs Einzug halten können. Um ein wenig Fleisch an diesen ersten Knochen zu bekommen, kann der Ausschnitt einer Bildanalyse mitsamt Hinführungen zu weiterem Verstehen helfen.

Im Gemälde von Kotscha Reist (Abb. 1) sind neben den Oberflächenphänomenen von Farb- und Formgestaltung usw. eine weibliche Figur und eine nicht klar ersichtliche Form auf dem Boden vor dieser Figur sowie am Rand ein Stück eines Baumstammes zu bemerken.

Wenn wir bei metaphorischen Signalen verweilen, sticht der nackte Stamm ins Auge: Ein abgeschlagener Ast und der Bildausschnitt lässt kein Blattwerk zu. Damit fällt der Jahreszeitenbezug weg. Der Baum also ganz oder nur als toter Stamm. Solitärer Baum oder Rand von einer Baumgruppe. Frisch geschlagener Ast oder halb verfallener Stumpf. Eine Figur mittig, leicht rechts. Einsam und doch präsent. Etwas behauptend und gleichzeitig innerlich entrückt. Oder doch endlich zufrieden aus der Masse entflohen? Der Hut ein Hut oder Maskenfortsatz. Das enge Kleid körperlich einschränkend oder stretchmäßig tanzbar. Ein Mensch oder eine Schaufensterpuppe.

Perlen im Sprachfluss



Die Metaphersignale gehen in verschiedene Richtungen. Wenn ich mich auf die Metaphorik einlasse, dann macht das den Blick auf, die Assoziationen können schweifen. Die Enge des Grundkonstruktes, welches z. B. bei Bildwerken durch einen Titel geprägt werden kann, wird erweitert auf diverse Spielräume einer Sinngebung. In einem Gespräch über das Bild findet eine neue Sprachgestaltung statt. Das passiert im Dialog, im Inneren etwa durch das Verweilen und Fließenlassen der Gedanken, im Äußeren durch das Ringen einer gemeinsamen Begrifflichkeit.

Nun stellen wir uns vor, was geschieht, wenn wir den Stamm umfassen, etwas taktil wahrnehmen. Riechen wir den Wald, wie könnte der Boden beschaffen sein? Ist das etwa Linoleum auf einer Tanzbühne und der Baum dann geschlagen? Was passiert mit unserer Wahrnehmung, wenn wir konkret im Raum präsent sind mit dem Schwung der Figur, diese körperlich darstellen, ein Objekt zu Boden legen. In mehrmaligem Üben dieses Körperschwunges plötzlich unsere Arme zu drehen beginnen und den Körper mitnehmen. Dann der leichtfüßige Stillstand eintritt und wir in

uns ruhend den Kopf zum Blick heben. Die Metaphorik wird sich ändern. Aus der einsamen Figur wird der Eindruck der Präsenz meines zukünftigen Seins (»Ich will im Leben stehen wie die Frau auf dem Bild«). Das innerliche Tasten der Baumrinde bezeichnet dann z. B. das Leben als alter Mensch (»Ich will stark wie ein Baum sein.«).

Das »schöne Reden« ist hilfreich, gerade auch in der Therapie

»Die Seele, mein Guter, sagte er, werde behandelt durch gewisse Besprechungen, und diese Besprechungen wären die schönen Reden. Denn durch solche Reden entstehe in der Seele Besonnenheit (andere Übersetzungen: Bescheidenheit, Bewusstsein, gesunder Verstand, richtige Erkenntnis [Anm. d.V.]), und wenn dies entstanden und da wäre, würde es leicht, Gesundheit auch im Kopf und dem übrigen Körper zu verschaffen« (Platon: »Charmides«, zit. n. Pasiersky u. Singendonk 1992, S. 393).

Wenn Sprache unser Hirn formt und damit auch Emotionalität und Körperlichkeit beeinflusst und das alles wiederum in einer komplexen Wechselwirkung passiert, dann ist der folgende Gedankengang gerade auch für kunsttherapeutische Arbeit weiterführend. »Da physische und soziale Umwelt, Körper, Gefühl, Denken und Sprache alle in einem ganzheitlichen Prozess existieren, (...) ist die Zuwendung zu jeder dieser Komponenten förderlich für die persönliche Integration. (...) Bei der ausschließlichen Anwendung jeder dieser [unterschiedlichen therapeutischen] Methoden

Abb. 1 (links)
Kotscha Reist
»The Return of the Performance«, 2007
Öl/Acryl, 150 × 125

Abb. 2 (rechts)
Martin Kippenberger
»Entwurf Verwaltungsgebäude für Müttergenesungswerk in Heilbronn«, 1985

besteht die Gefahr, dass sich die Wirkungen nur unzulänglich auf jene Zonen ausbreiten, welche die jeweilige Methode vernachlässigt« (Perls et al. 1979, S. 119).

KunstTherapie muss dementsprechend die oben genannten Komponenten methodisch integrieren. Kunst bildet auch Sprache und damit Denken ab, denken wir nur an explizite, klassische Arbeiten von Jenny Holzer oder Bruce Naumann. Oder auch an Arbeiten von Kippenberger, die erst durch den Titel ironisch gebrochen erscheinen, wie der »Entwurf Verwaltungsgebäude für Müttergenesungswerk«, aufeinandergestapelte hölzerne Europaletten (Abb. 2). KunstTherapie könnte/sollte Sprache ebenso integrieren und kritisch mitreflektieren und wie bei der großen Schwester Kunst die Sprache aktiv, mutig, würzig, kreativ, sinngebend und hirnerweiternd im Therapiegeschehen nutzen – und nicht in bewundernder Schau verharren.

Wie Efran et al. (1992) herausgearbeitet haben, ist Sprache ein zentrales, integrierendes Element menschlichen Seins und der Therapie. »Sprache ist (...) nicht von Handlung getrennt – sie ist eine bestimmte Form von Handlung« (S. 44). Der Mensch und damit seine sprachliche Verfasstheit können nicht unabhängig verobjektiviert werden. Das neue »Paradigma der Autonomie« wird von der Einsicht geleitet, dass unser Leben im Wesentlichen in einer Welt der selbstgeschaffenen Bedeutungen stattfindet. »Konversationen« nennen Efran et al. das. Diese Bedeutungen »entstehen in Verbindung mit bestimmten sozialen Ausführungen in einer menschlichen



Sprachgemeinschaft. Soll psychologische Hilfe effektiv sein, muss sie im selben Raum stattfinden, in dem unser Leben und unsere Probleme dargestellt werden – in bedeutsamen Konversationen. Anders gesagt, das, was wir als »Psychotherapie« bezeichnen, muss als eine besondere Form des Dialogs betrachtet werden ...« (S. 17 f.). Sprache findet nicht allein im Kopf statt, sondern vielmehr in der Gemeinschaft – in der Therapie in der Zweiergemeinschaft von Therapeutin und Patient. In der Kunsttherapie in der Triade von Therapeutin, Patient, künstlerischem Werk/künstlerischem Prozess. Wie ist dann Heilung/Heilwer-

dung möglich – neben persönlich und gesellschaftlich emanzipatorischen Aspekten das Ziel von Therapie –, wenn Sprache konstitutiv zur Therapie dazugehört?

In Pasierbsky und Singendonks vergleichender Untersuchung zu Sprache in verschiedenen Therapieschulen postulieren die Autoren drei Funktionen von Sprache in der Therapie:

- Die integrierende Funktion von Sprache verändert das zuvor dysfunktionale Erlebnis- und sprachliche Zuschreibungssystem. Konkret kann die Patientin ihre Erlebnisse adäquat und bezogen benennen (z. B. in

Perlen im Sprachfluss

der Ich-Sprache: »Mir tut's dort in der Mitte am Hals weh, am Morgen empfinde ich es schmerzhafter als am Abend«, oder auch mittels poetischer Sprache: »Meine Auto- kreuzung am Hals« – statt losgelöst und abstrakt: »Es ist dort eine Verspannung«).

- Sprache in der Therapie hat eine direkt symptomüberwindende Funktion. Es geht zum einen für den Therapeuten darum, den Signalcharakter des Symptoms zu erkennen und zum zweiten »das Symptom in ein Werkzeug der therapeutischen Intervention zu verwandeln« (Pasierbsky u. Singendonk 1992, S. 381). Bezüglich Sprache heißt das, dass etwa in der Logotherapie mit paradoxen intentionalen Formulierungen (»Wunderbare intensive Erfahrungen am Hals, oder?«) gearbeitet wird oder bei der Hypnotherapie mittels sprachlich-suggestiver Schaffung eine Überzeugtheit kreiert wird, dass »das Unbewusste die Macht hat, das Auftreten von Symptomen zu verhindern.« »Wow, was Sie da alles machen können: Halsautokreuzungen oder sogar Halsblumen. Duften die auch?« (ebd., S. 382).
- Sprache in der Therapie hat eine sinnstiftende Funktion. Wenn der Patient mit einer Notenge, einer Stockung in die Therapie kommt, ist sinnhaftes Leben und auch sinnvolles Reden oft verschüttet. Sprache dient dazu, wieder aus dem Festgefahrenen herauszukommen, offen zu werden für neue – auch sprachliche – Lebensmöglichkeiten. Es geht in der Therapie dann darum, ein positives Commitment für den Wandel zu ermöglichen. »Ja, ich möchte eine Än-

derung erfahren, ich möchte wieder in den Fluss kommen.« Sprachliche Konkretisierungen sollten dann präzise, ganzheitlich umfassend sowie individuell sein. Die Selbstgestaltung vom Leben und von der Sinnhaftigkeit des Eigenen hat auch sprachlich einen wichtigen Stellenwert, der Sinn von Leben kann laut Viktor Frankl nicht »befohlen« werden mittels »starkem Willen«, sondern es geht um ein selbstständiges Aufleuchten von Sinn (ebd. S. 388).

Der integrierenden Funktion von Sprache geht im kunsttherapeutischen Prozess die Erkenntnis im Bild voran. Dort sind Zeichen anwesend, welche neue Zeichen-Sprache ermöglichen. Der Doppelstrich im Gelb – oder welches Formzeichen auch immer – wird etwa zum konkreten persönlichen Zeichen des Erlebens von Halsschmerz. Symptome können gerade im künstlerischen Tun Gestalt erhalten, werden somit »ansprechbar« und verlieren an »autarker, die persönliche Handlungsfreiheit einschränkender Macht. Und dieses Aufleuchten von Sinn schließlich ist das, was im kunsttherapeutischen Setting unser täglich Brot ist. Es geschieht »etwas« wie aus heiterem Himmel, etwas, das Sinn macht.

Sprache ist immer Metaphernsprache

Metapher ist eine bildhafte Bezeichnung für einen Sachverhalt, wobei die Metapher vom Wort her nichts mit dem Sachverhalt zu tun haben muss. Eine Metapher bereichert das Verständnis derjenigen, welche diese Metapher kennen und nutzen. Für uns offensichtliche Metaphern wie »Herz aus Stein« bezeichnen also den Sachverhalt, dass die so bezeichnete Person emotional verhärtet ist. Auch diese Verhärtung ist wiederum eine Metapher, dass nämlich Emotionen weich und hart sein können, diese also eine fixierbare Substanz mit flexiblen Masseigenschaften sind. Sprachinhärente Metaphern sind zahlreich und normales Sprachgut einer Kultur.

Die radikale, doch logische, einfach nachvollziehbare Grundlagenthese zu Metapher und Sprache von Lakoff und Johnson (1989) besagt, dass Metaphern integraler Bestandteil unserer Sprache sind. Diverse Kategorien von Metaphern strukturieren und formen unsere Sprache. Wenn meine Stimmung steigt, dann ist eine Metapher im Spiel, nämlich die Metapher von »zufrieden ist oben«. Diese sogenannten Orientierungsmetaphern (vgl. auch »ich rutschte in ein Loch«) nehmen wir nicht direkt als Metaphern wahr. Eine Fokussierung der Aufmerksamkeit darauf verdeutlicht die individuellen Vorlieben von diversen Orientierungsmetaphern. Im kunsttherapeutischen Prozess kann dann interessant werden, wo im Bild etwas oben ist, wie ich es bezeichne und warum ich welche metaphorischen Assoziationen habe. (»Dieser Kreis dort oben bezeichnet das Leere in mir.« »Warum das

Leere? Was ist da oben?« »Da oben? Was da oben ist? Keine Ahnung. Doch, mein Kopf oder so.« »Ihr Kopf? Wie meinen Sie das?« »Ja, der ist doch oben.« »Wie?« »Ja, ich blicke die Sachen oft nicht so. Sie sind mir zu viel.« »Was für Sachen?« »Wenn man was von mir will.« »Und was hat das dann mit dem Kreis im Bild zu tun?« »Mit dem Kreis? Hm. Das hört irgendwie nie auf, das kreist einfach weiter herum. Ich werde nicht in Ruhe gelassen.« »Verstehe ich noch nicht. Wer lässt Sie nicht in Ruhe?« »Hm, die Kollegen? Nein, ja, das bin wohl ich selbst. Wenn ich immer so rum-hirne.«)

Ontologische Metaphern können bereits ergiebiger im Verständnis der Sprache als metaphorische Konstruktionen sein. Die ontologische, d. h. Grundeigenschaft beschreibende Metapher der Seele als »zerbrechliches Objekt« kommt in der Sprache zum Ausdruck durch ein »fragiles« Selbstwertgefühl, durch ein »Zusammenbrechen« angesichts einer belastenden Situation, durch die Psyche, die nur noch ein »Scherbenhaufen« ist, durch das »sehr dünne« Nervenkostüm oder wenn ich »durchgeknallt« bin usw.

Insbesondere die reichhaltigen und tief-sin-nigen Strukturmetaphern bringen auch therapeutisch nutzbare Möglichkeiten. Wenn Liebe in Kriegsmetaphern ausgedrückt wird (»Die Eroberungen von ihm«, »Sie kämpfte um ihn« »Er war von ihr überwältigt«, »Sie wird belagert von Verehrern«, »Die Freundin wird zur Verbündeten«), ist eine sprachorientierte Intervention des Therapeuten spannend. Diese Intervention kann direkt ausgesprochen sein

(»Sie sprechen in interessanten Metaphern, wenn Sie von Eroberung reden. Wie wäre denn: Sie bezaubern eine Frau? Was wäre dann anders?«) oder indirekt durch aktive, subtil andere Nutzung von Metaphern der Liebe. Liebe wird dann etwa zur Magie (»Der Zauber der Beziehung«, »Er hypnotisierte mich«, »Sie ist bezaubernd«, »Die Liebe versetzte uns in Ekstase«).

Im spezifisch kunsttherapeutischen Diskurs sind die Strukturmetaphern u. a. bei der Bildanalyse zu finden. Aber auch die Zeichen im Bild selbst können auf Strukturmetaphern hindeuten. Wenn der sprachgewaltige Akademiker Zacken und Speere oder »explosive« Zeichen im Bild nutzt, hat das vielleicht etwas mit der Metapher »Argumentieren ist Krieg« zu tun (Kriegsbegriffe werden in unserer Sprache häufig benutzt), d. h. also in diesem Fall mit dem täglich Brot des Patientengegenübers. Die stechenden Argumente und die unhaltbare Behauptung und die Kritik, die ins Schwarze trifft, und das Niedermachen der Gegenargumente und der Angriff auf den Schwachpunkt einer Argumentation, das alles könnte Veränderung erfahren, wenn Argumentieren als Tanz erfahren wird, als Kreisen um die Argumente, als vorsichtiges Herantasten, als Sprung in einen noch offenen, neuen Gedankengang.

Mittlerweile sind jene sprachwissenschaftlichen Beschreibungen von Lakoff und Johnson auch empirisch belegt. Insbesondere der enge Zusammenhang von Sprache mit körperlicher Erfahrung erfährt breite Akzeptanz. Wie Carpenter (2011, S. 21) etwa mittels einer

Forschungsstudie darlegt, erhält ein Thema bei einer Umfrage und dem Ausfüllen des Fragebogens mehr Gewicht, wenn ich gleichzeitig einen schweren Aktenordner halte. Ich nehme mir mehr Zeit und denke, es ist »gewichtig«. Dieses »verkörperte Denken« entspricht unserer körperlichen Reaktion auch auf emotionale Erfahrung. Das wiederum drückt sich in der Sprache aus, wenn sich der Magen umdreht, unser Herz vor Freude hüpfet und wir vor Zorn die Wände hochgehen wollen. Und der Stift zwischen den Zähnen lässt etwas witziger erscheinen, der Stift zwischen den Lippen ernster: beides wegen der Parallelität von Gesichtsmuskelbewegung zu Lächeln respektive ernstem Blick. Körperliche Stimulanz also prägt auch umgekehrt unsere emotionalen und gedanklichen Konstruktionen. Wenn ich den Sinn eines Satzes erfasse, wenn ich das Dargestellte begreife, wenn ich es mir vorstelle, wenn ich dir etwas an der Nasenspitze ansehen kann, dann ist Körper auch im Denken sprachlich anwesend.

Zeichen im Bild als Metaphern

Zeichen im Bild können in eine Beziehung zur Metapher gesetzt werden. Im therapeutischen Geschehen hat ein jedes Zeichen eine ureigene Bedeutung. Diese kann durchaus archetypisch gesteuert oder auch gesellschaftlich bezogen sein, genderorientiert, spirituell in der Aussage, symptombezogen oder lösungsfokussiert, leidvoll und lustvoll, sinnhaft oder mit Fragezeichen verknüpft. Die Bedeutung kann schlicht in der formalen Struktur eines Bildwerks begründet sein, also verstehbar von

dem her, was unter dem Begriff Oberflächenstruktur phänomenologisch gesehen werden kann und dann auch ohne weitere inhaltliche Deutungen in dieser formalen Betrachtung bleibt. Es ist, wie es ist; es ist, wie es beschrieben wird, sagt de Shazar (2009) dazu in etwas anderem, aber doch hier weiterführendem Zusammenhang bezüglich unbedingter Akzeptanz der Deutungsvorschläge der Patientin, »(...) während wir uns gleichzeitig weigern, irgendetwas einfach so zu glauben. Gleichzeitig versuchen wir, einem konversationalen ›Prinzip des Wohlwollens‹ zu folgen. Das heißt, wir sind bereit anzunehmen, dass andere Menschen ihr Erleben in einer Weise verstehen, die sich nicht völlig von der unsrigen unterscheidet« (S. 129).

Da im therapeutischen Geschehen das Konkrete, das persönlich Bezogene, das durchaus Symptom-Berücksichtigende weiterführen kann, geht es darum, über das unbestimmt, oft abstrakt Symbolische hinaus im Zeichen eine persönliche Metapher zu finden. Kurz: Idealerweise ist das Zeichen im Bild bereits eine klare Metapher oder wird es – sollte es werden – im therapeutischen Dialog und bei der Bildbetrachtung.

Zeichen im Bild können dann Metapher in Analogie zu persönlichen Denk- und Verstehenskonstruktionen sein oder werden, Analyseinstrumente für Veränderungsmöglichkeit sein sowie als Aufscheinen von seelischen Wandlungsprozessen beobachtet werden.

Poetische Sprache als Gefäß des ganz Anderen

Sprachbilder und Sprache im Bild, also Zeichen im Bild sind heilsam, in ihnen wohnt das Heilsame und will gefunden werden. Gibt es eine Sprache in der Sprache, welche therapeutisch besonders wirkungsvoll ist? Selbstverständlich die poetische. Alltagssprache trottet in altbekannten Bahnen vor sich hin. Alltagssprache – und damit auch alte Denkkonstruktionen – auszuweiten mit neuen Erfahrungen von Sprachmöglichkeiten aus der poetischen Sprache öffnet neue Verständnisräume, öffnet unser Verstehen von Welt. »Sprachreform – als Heilung von leeren Symbolen und vom Verbalisieren – ist nur möglich, wenn wir die Struktur der Poesie erlernen und wenn wir schließlich selber Poesie hervorbringen und die Umgangssprache poetisch machen« (Perls et al. 1979/1, S. 119).

Persönliches Wachstum nach Perls kann als kreative Anpassung (creative adjustment) bezeichnet werden (ebd., S. 190). »Ein wesentlicher und komplexer Bereich, in welchem wir uns als Person offenbaren, ist unsere Sprache. ›Ganzheit‹ als Basis von Gesundheit impliziert auch (...) die neuerliche Verlotung von Wort und Person. Poesie (...) ist eine der Möglichkeiten, diese Verlotung zu erbringen« (Frühmann 1985, S. 221). Für Frühmann ist neben dem künstlerischen Aspekt vor allem der Fokus der »Dichtung« im Sinne von Verdichten zentral. Erlebnisse des Menschen erhielten eine »totale Verbindungsqualität innerhalb der Gesamtperson«. Diese kommt zum Aus-

druck, wenn »der Körper, das Fühlen, die Phantasie, das Denken und die Sprache zusammenfließen in einer ungeteilten Wirklichkeit, in welcher der einzelne Mensch sich wiederfindet in einer aktuellen, unanzweifelbaren, subjektiven Wahrheit (...) Poesie ist im Akt des Entwurfs, wie auch in der Weitergabe, sinnlich und sinnhaft gebunden an Berührung und Berührt-Werden in einer hinwendenden Ich-Du-Beziehung« (S. 234). Dieser Sinnzuwachs durch die poetische Sprache findet im kunsttherapeutischen Geschehen an verschiedenen Orten statt. Die Titelgebung von Werken und Werkteilen, die Versuche der Versprachlichung der Zeichen im Bild, die sprachlichen Varianten des Alltagstransfers, das Verstehenwollen der künstlerischen und persönlichen Prozesse: Chancen über Chancen, gerade mit Aufmerksamkeit auf die metaphorische Sprache die Bildwelt des Bildes und die Bildwelt der Sprache zu verknüpfen. Im Ich-Du zwischen Therapeutin und Patient und zwischen Patient und Bild und zwischen Therapeutin und Bild, in dieser Triade also, im Mikrokosmos des therapeutischen Beziehungsgeschehens, ist Poesie angelegt. Die neuen, poetischen Wörter und Sprachschöpfungen müssen auch verstanden werden, neu eingebettet in das Leben. »Wo sie (Poesie, Symbolik und Metaphorik) jedoch Deutung fordern, aktivieren sie auch, wo sie Unsicherheit schaffen, erlösen sie auch, wo sie dem Individuum den reproduktiven, passiven Rückgriff auf Altbekanntes nehmen, bieten sie Raum zur Identitätserweiterung in der

Findung eines Stücks neuer Sprache, eigener Sprachlichkeit« (Thamm 1985, S. 145). Diese eigene Sprachlichkeit, laut Merleau-Ponty (1951) »langage authentique« statt »langage automatisé«, will auch im kunsttherapeutischen Prozess gefunden werden. »Dichtung (...) besitzt die Fähigkeit, das stille Gewahrsein von Bedürfnis, Bild, Gefühl und Erinnerung wach zu halten, während gleichzeitig Worte hervorquellen, sodass die Worte keine banalen Stereotypen sind, sondern sich, wenn ausgesprochen, plastisch an eine reich erlebte Figur anschmiegen. Solche Worte bringen etwas zum Ausdruck, das im Nichtverbalen angefangen hat« (Perls et al. 1979, S. 115). Dieses Nichtverbale oder besser: Andersverbale ist im wechselwirksamen Prozess von künstlerischer Produktion zu innerem Sein per se zu Hause und in kunsttherapeutischen Situationen zentral.

Zuhören als Grundlage therapeutischen Tuns

»Als aber der Nächte tausend und eine vorüber waren, da war der König ein anderer geworden. Und er überhörte nicht länger seines Gewissens Stimme und strebte hinfort nach Weisheit und Milde (...).« Am Schluss der Märchen von 1001 Nacht wird die Macht des Hörens von Worten deutlich. Das Hören gelingt dann, wenn ich lerne zuzuhören. Wie Albrecht Perrin zeigt, ist ein sinnvolles, ein achtsames Zuhören ein non-duales Zuhören. »Das ist ein Zuhören mit open mind, also offenem Geist und offenem Herzen. (...) Meh-

rere Wahrheiten sind gleichzeitig möglich (...). Zu fragen ist also nicht, was besser und was schlechter ist, sondern: Warum, also unter welchen Bedingungen, funktioniert welche Lösung, welches Denkmuster, welche Gewohnheit?« (Albrecht Perrin 2009, S. 32).

»Es entsteht eine dritte Sicht, die bisherige Widersprüche aufhebt, sodass weder auf der einen noch auf der anderen Seite Abstriche nötig sind. Voraussetzung dafür ist, den anderen zu hören, seine Beiträge, seine Perspektive wahrzunehmen und die Irritation zum Weiten des Blickwinkels zu nutzen« (Ebd., S. 21 f.). Die Offenheit im Hören auf die große Varianz der an Metaphern reichen Sprache, auf diese Perlen im Sprachfluss braucht Innehalten, Ruhe und Wachheit, kein zappeliges Weiter oder ein aufgeregtes Agieren. Im weitesten Sinne ist da Achtsamkeit gefordert. Diese kann – neben der entsprechenden Schulung der Achtsamkeit im engeren, buddhistisch geprägten Sinn (vgl. Germer et al. 2009) – gelernt werden durch das Erkennen und Begreifen der Metaphernsprache auch in unserem alltäglichen Sprachgebrauch.

Analog zum Hören sind eine visuelle Ungebundenheit ohne nach außen getragene Vorlieben, das aufmerksame Sehen ohne vorschnelle Schlüsse zu ziehen, die offene Schau auf die gesamte visuelle Situation die weiteren Mittel in der KunstTherapie. Wenn ich mich als Therapeut gleich auf das stürze, was mir als erstes ins Auge fällt, habe ich die kleine Blumenform dort übersehen, und diese kann eine eilends hingeworfene Gabe aus dem

Seelenreich der Zeichnerin sein. So flüchtig, dass allein ein Bemerkten davon das weitere Therapiegesehen in eine neue Richtung bringen kann (Metapher: Erfahrung als Richtungsänderung). Wenn dann schließlich die Patientin beginnt, eine »andere« Sprache zu sprechen, dann haben sich seelische Änderungen direkt gespiegelt (»... and in many cases processes of change can be detected in alterions speech behavior«, Wodak 1981). Auch eine Veränderung des künstlerischen Ausdrucks kann auf diese seelischen Entwicklungen unmittelbar verweisen.